

Wissenschaftstheorie als Nachfolgeprojekt der Naturphilosophie

MICHAEL WEINGARTEN

Einleitung

Daß »Natur« heute wieder zum Thema geworden ist, dürfte unstrittig sein. Wie aber über »Natur« geredet und gedacht werden kann, ist strittig. Kann im Kontext von Umwelt- und ökologischen Problemen, von Bio- und Gentechniken, »Bio-Ethiken« usw. ein normativ aufgeladener Naturbegriff eingeführt werden? Ein Naturbegriff, der normativ aufgeladen ist in dem Sinne, daß eine solche Rede von und über »Natur« Maßstäbe setzt, an denen sich unser Tun und Handeln zu orientieren habe? Und der sich zugleich unterscheidet von den Naturverständnissen der Naturwissenschaften?

Es zeigt sich hier ein generelles Problem, das aber – wenn überhaupt – nur unzureichend reflektiert wird. Denn es soll ja sicherlich nicht mit der *philosophischen* Rede von und über Natur eine bloße Entgegensetzung zur Rede von Natur in den Wissenschaften bezweckt werden; erst Recht nicht eine Wiederbelebung des alten naturphilosophischen Anspruchs, sie, die Naturphilosophie, könne und würde die Natur nicht einfach nur anders, sondern besser begreifen als die Wissenschaften. Wie also ist eine nicht-naturwissenschaftliche bzw. nicht-wissenschaftliche Rede von und über Natur möglich? Und wie verhält sie sich zur Rede von Natur als dem Gegenstand der Naturwissenschaften? Beziehen sich beide Reden auf den gleichen Gegenstand in je unterschiedlicher Thematisierung? Und welches Wissen ist dann mit nicht-wissenschaftlichem Wissen von und über Natur gemeint? Wie kommt dieses Wissen zustande und wie haben wir dieses Wissen als

Wissen zu beurteilen, welches sind die Kriterien, die es als Wissen qualifizieren? Gefragt werden muß also nach Typen oder Sorten von Wissen, deren jeweiligen Geltungskriterien bezüglich des Wissens als Wissen sowie dem Verhältnis der Wissenstypen zueinander.

Im Kontext dieses generellen Problems ist dann ein besonderes Problem: Kann es eine *philosophische* Disziplin geben, die – in irgend einem Sinne – »Natur« als ihren Gegenstand hat? Gefragt wird also nach dem Begriff von Philosophie, dem gemäß dann als eine Teilbemühung Naturphilosophie soll betrieben werden können. Dieses Problem wird vielleicht gerade dann besonders deutlich, wenn man – wie es ja vom Anspruch her kennzeichnend ist für viele philosophische Bemühungen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts – unter Philosophie selbst eine Wissenschaft, gar eine »strenge Wissenschaft« (Husserl) versteht. Gegeben ist dann nämlich das unklare Verhältnis von Philosophie als Wissenschaft – Naturphilosophie als Wissenschaft – Natur-Wissenschaften. Wenn alle drei im selben Sinne Wissenschaft sind, wie können dann Philosophie (als Wissenschaft) und Naturphilosophie (als Wissenschaft) einerseits, die Naturwissenschaften andererseits von einander unterschieden werden als Wissenschaften von der Natur? Nimmt man – erstens – die Methoden und Verfahren als Kriterien für das Wissenschaft-sein einer Wissenschaft, so wie es sich ja im Selbstverständnis der neuzeitlichen Wissenschaften als experimentellen und empirischen Wissenschaften etabliert hat, dann ist Naturphilosophie als nicht-empirische und nicht-experimentelle Bemühung entweder keine Wissenschaft oder eine als Wissenschaft andere Wissenschaft als die Naturwissenschaften; was aber qualifiziert dann ihr Wissenschaft-sein? Zu sagen es handele sich – irgendwie – bei der Naturphilosophie um den oder einen theoretischen Teil der Naturwissenschaften selbst, hilft zumindest so lange nicht weiter, so lange nicht geklärt ist wie sich Naturphilosophie als (auch) theoretischer Teil etwa der Physik verhält zur Theoretischen Physik oder welchen Status, bezogen auf die Biologie als einem anderen Beispiel, Bemühungen haben wie etwa die »Philosophische Biologie« Drieschs oder die »Theoretische Biologie« Uexkülls oder Victor von Weizsäckers; und selbstverständlich muß ebenso umgekehrt gefragt werden, was denn das Philosophische an der »philosophischen Biologie« ist, also inwiefern die »Philosophische Biologie« überhaupt Philosophie ist.

Vielleicht nicht aus der Sicht der Fachwissenschaften, aber sicherlich aus der Sicht der Philosophie ist diese Frage schon allein deshalb wichtig, weil es ja mit Wissenschaftstheorie und Erkenntnistheorie zwei philosophische Disziplinen gibt, deren Fragestellungen sich zumindest überschneiden mit den Fragestellungen der Naturphilosophie. Anders, und dies die These meiner Überlegungen: Stellen Wissenschaftstheorie und Erkenntnistheorie nicht Nachfolgeprojekte der *gescheiterten* Naturphilosophie dar? Und ge-

scheitert ist die Naturphilosophie an ihrem unklaren und problematischen Verhältnis zu den Naturwissenschaften sowie an ihrem falschen Verständnis von Naturwissenschaften.¹ So daß als erste und vorrangige Aufgabe ansteht, wenn heute wieder Naturphilosophie betrieben werden können soll, das Verhältnis dieser Bemühung zu den Naturwissenschaften *und* zu Wissenschaftstheorie und Erkenntnistheorie zu klären.

Würde aber – zweitens – »Natur« als der den Naturwissenschaften und der Naturphilosophie gemeinsame Gegenstand behauptet, dann müßte gezeigt werden können, daß und inwiefern das Wissenschaft-sein der Naturwissenschaften und der Naturphilosophie, wenn Philosophie eben selbst Wissenschaft ist, bestimmt werden könnte über den Gegenstand. Das Wissenschaft-sein einer Wissenschaft wäre dann abhängig davon, *daß* sie Natur zu ihrem Gegenstand hat und diese sich in den Sätzen der Wissenschaft »ausdrückt« oder in den Sätzen der Wissenschaft selbst »enthalten« ist. Unabhängig davon, ob eine solche Konzeption sinnvoll möglich ist², kann doch auf alle Fälle festgehalten werden, daß dies ein *ganz anderes* Verständnis von Wissenschaft wäre, ein ganz anderes Wissenschaft-sein meinen würde; denn im herkömmlichen Verständnis von Wissenschaft ist das Wissenschaft-sein einer Wissenschaft *allein* bestimmt über die Methoden- und Verfahrensrationalität, nicht aber über den Gegenstand der Wissenschaft. Und festgehalten werden kann weiter, daß zur Klärung *dieses* Problems die begriffliche Klärung der Reden von »Gegenstand« und »Ding« notwendig ist.

Schließlich enthält die Frage nach der Möglichkeit eines nicht-(natur-)wissenschaftlichen Wissens von und über Natur die Frage des Verhältnisses von theoretischem und praktischem Wissen. Versteht sich Naturphilosophie als Teil einer »strengen Wissenschaft«, dann wird zugleich damit der

1 | Man denke hier nur an Schellings Überlegungen zu »natura naturans« als dem Gegenstand der Naturphilosophie und »natura naturata« als dem Gegenstand der Naturwissenschaften. Diese Unterscheidung hat einerseits die Kantsche Ausgliederung der Naturgeschichte aus dem Kanon der Wissenschaften vor sich und wird – neben vielem anderen wie etwa der Formulierung des Produktionsmodells über das ästhetische Produzieren – spätestens dann nicht mehr haltbar, wenn etwa in der Biologie mit der Evolutionstheorie das »Werden von Natur« selbst zum empirisch und experimentell gehandhabten Forschungsgegenstand einer Naturwissenschaft wird. Es muß daher besonders beachtet und bedacht werden, daß sowohl Drieschs »Philosophische Biologie« als auch Uexkülls »Theoretische Biologie« prominente Positionen des Anti-Darwinismus sind.

2 | In der Traditionslinie der Heidegger-Gadamerschen Hermeneutik zumindest hat es immer wieder Versuche gegeben ein solches Projekt durchzuführen. Vgl. etwa Riedel (1990, 2001).

Vorrang theoretischen Wissens vor praktischem Wissen behauptet – und damit, aber dies nur als These formuliert, dasjenige verfehlt, was der nicht-wissenschaftliche Gehalt einer sinnvollen Rede von Natur sein könnte.

Typen von Naturphilosophien

Noch einmal: Wenn heute überhaupt Naturphilosophie wieder soll betrieben werden können, dann muß sie die Gründe des Scheiterns der »klassischen« Naturphilosophien reflektieren und darf nicht einfach an diese – wie auch immer – anschließen. Man kann dieses Problem zunächst einschränken auf das Problem des »Anfangs« von »Naturphilosophie«. Zu diesen beiden Momenten, Kritik der klassischen Naturphilosophien und Auszeichnung eines Anfanges der Naturphilosophie, einige Thesen, die eine Systematisierung von Aufgabenstellungen ermöglichen sollen.

1. These: *Jede* systematische betriebene Philosophie enthält *auch* in irgend einem Sinne Aussagen über »Natur«. Dies kann aber noch nicht heißen, daß es sich allein schon deswegen um Naturphilosophie handelt resp. in jeder Form systematischen Philosophierens Naturphilosophie als Teildisziplin enthalten sei.
2. These: Der Anfang von »Naturphilosophie« als einer spezifischen Form des Philosophierens ist zu rekonstruieren als Übergang von Kants *Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft* sowie der *Kritik der Urteilskraft* zu Schelling und der »romantischen Naturphilosophie«. Klärungsbedürftig ist hier insbesondere der Terminus »intellektuale Anschauung«.
3. These: Mit diesem Anfang ist zugleich gesetzt, daß Naturphilosophie nicht einfach die Kantische Erkenntniskritik *enthält*, sondern Naturphilosophie in spezifischer Weise das *Verhältnis* von Naturphilosophie und Erkenntniskritik *ist*. Aufgabe des erkenntniskritischen Teils der Naturphilosophie ist auf der einen Seite eine im Kantschen Sinne Kritik naturwissenschaftlichen Wissens, auf der anderen Seite der Versuch des Aufzeigens der Möglichkeit nicht-wissenschaftlichen Wissens von und über Natur; Schelling hatte diese Bemühungen unter dem Titel einer »Idealgenese« versammelt. Aufgabe des naturphilosophischen Teils der Naturphilosophie ist die materiale Durchführung der Naturphilosophie selbst als eines nicht-wissenschaftlichen Wissens von und über Natur.
4. These: In ihrer Grundstruktur enthält Naturphilosophie die Unterscheidung von Subjekt und Objekt sowie den an diese Unterscheidung anknüpfenden Versuch, die Beziehung zwischen Subjekt und Objekt zu

bestimmen. Formal möglich sind mindestens zwei Typen von Beziehungen zwischen Subjekt und Objekt. Entweder wird ausgehend vom Subjekt die Beziehung gesetzt, formal: Subjekt(Subjekt-Objekt); es ist das Subjekt, das die Subjekt-Objekt-Beziehung konstituiert. Dies ist die Linie, die ausgehend von Kants Erkenntniskritik zur Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie hinführte. Und hier ist zu klären, inwiefern und mit welchen Folgen das Kantsche Projekt der Erkenntniskritik verändert wird, wenn es nun als Erkenntnistheorie und/oder als Wissenschaftstheorie weitergeführt wird. Oder aber die Beziehung wird ausgehend vom Objekt gesetzt, formal: Objekt(Objekt-Subjekt); hier ist es das Objekt, das die Objekt-Subjekt-Beziehung konstituiert. Dies ist die mit Schelling beginnende Linie der Naturphilosophie ohne Erkenntniskritik (Schellings »Realgenese«), die hin etwa zu Ernst Bloch führt; die aber auch als Anthropologie sich entwickelt hat, nämlich beginnend mit Ludwig Feuerbach und dessen »Umkehrung« Hegels, über den jungen Marx hin zu den verschiedensten Formen von »Entfremdungstheorie« bis zur Philosophischen Anthropologie Plessners.

Dabei treten die Aporien einer solchen rein naturphilosophischen Strukturierung der Objekt-Subjekt-Beziehung sofort zutage, bedenkt man, daß es ja der Naturphilosoph ist, der eine solche Behauptung bezüglich des Vorranges des Objekts aufstellt. Die naturphilosophische Vorstellung müßte daher formal korrekt lauten: Subjekt[Objekt(Objekt-Subjekt)] – und die sich damit selbst desavouiert, weil sie die Subjekt-Position gerade negiert, weil die Objekt-Subjekt-Beziehung als vom Objekt selbst getätigte Unterscheidung strukturiert begriffen werden soll. Versuche Blochs etwa, das Objekt als Subjekt oder mindestens als Mit-Subjekt zu fassen, können das Problem nicht lösen. Denn ist die Natur selbst Subjekt, dann wird formal das Schema der Erkenntniskritik wiederholt, Subjekt(Subjekt-Objekt), nur mit dem Unterschied, daß der Mensch in die Objekt-Position eingerückt wird. Oder aber die Rede von einem Objekt wird verunmöglicht, wenn auch die Natur als Subjekt verstanden werden soll: Subjekt(Subjekt-Subjekt); einmal ganz abgesehen davon, daß das Verständnis von Natur als Subjekt abhängig ist von dem Verständnis der Rede von Subjekt als dem Gegenpol zu Objekt.

Es ist insgesamt eigentümlich kennzeichnend für Naturphilosophien, daß sie von den *Reden*, in denen eben auch von ihr von und über Objekte(n) gesprochen wird, gänzlich absehen. Daher kann es nicht verwundern, daß in dem Moment, in dem die Philosophie sich auf ihre sprachkritischen Traditionen besinnt, die Möglichkeit der Durchführbarkeit von Naturphilosophien, zumindest solcher Naturphilosophien, fragwürdig wird. Zwar ist es sicherlich *auch* richtig zu sagen, daß durch die Entwicklungen in den Naturwissenschaften im Verlaufe des 19. Jahrhunderts der Status naturphilo-

sophischer Aussagen zunehmend fragwürdiger wurde; entscheidender war aber sicherlich die Veränderung im Verständnis des Philosophierens selbst, die mit dem »linguistic turn« in seinen verschiedenen Ausprägungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts einsetzte.

Hugo Dingler

In diese Zeit des Umbruchs weg von der Naturphilosophie hin zur »Naturwissenschaftsphilosophie« (Plessner) gehört auch Dingers Buch *Die Grundlagen der Naturphilosophie* aus dem Jahre 1913. Der Umbruch weg von der klassischen Naturphilosophie und die mit diesem Umbruch verbundenen terminologischen Unsicherheiten treten im Vorwort zu diesem Buch schon deutlich in Erscheinung; die ersten Sätze lauten:

»Der Name »Naturphilosophie« ist durch Wilhelm Ostwalds »Vorlesungen« wieder zu Ehren gekommen. Wir bezeichnen hier, im wesentlichen übereinstimmend mit der von diesem Forscher gegebenen Begriffsfassung, mit diesem Worte derartige philosophische Betrachtungen, welche an die Methoden und Denkweisen der exakten Wissenschaften (Mathematik und Naturwissenschaften) hauptsächlich anknüpfen.« (Dingler 1913: V)

Die Methoden und Denkweisen der exakten Wissenschaften sind nunmehr der Reflexionsgegenstand dessen, was Dingler im Anschluß an Ostwald als Naturphilosophie bezeichnet – nicht aber die Natur »selbst«, um die es den Naturphilosophen in ihren Bemühungen ging und dies gerade auch in Opposition zu den Naturwissenschaften, die von ihnen als »mechanistisch« kritisiert und abgelehnt wurden.

Die terminologische Unsicherheit in dieser Umbruchsituation – möglicherweise aber auch, daß der Bezug auf Ostwald nur strategisch gemeint war – zeigt sich dann darin, daß das Wort »Naturphilosophie« nach diesem ersten Absatz in den weiteren Ausführungen des Vorwortes gar nicht mehr auftaucht. An den Stellen, wo man dieses Wort erwarten könnte, steht: Erkenntnistheorie. Es ist sofort im Auge zu behalten, daß allein schon von da her Wissenschaftstheorie und Erkenntnistheorie nicht sorgfältig voneinander unterschieden werden, sondern beide mehr oder weniger in eins fallen, sie scheinen denselben Zweck zu verfolgen, Wissenschafts- und Erkenntnistheorie richten sich gleichsinnig auf die Methoden und Verfahren des Erkennens in den Naturwissenschaften. Und es muß festgehalten werden, daß Dingler nachdrücklich an dem cartesischen Programm des Certismus festhält, wenn er beansprucht »alle erkenntnistheoretischen Aufstellungen möglichst bis in ihre letzten Gründe zu verfolgen« (Dingler 1913: VII).

Auch in der fast zwanzig Jahre später geschriebenen *Geschichte der Naturphilosophie* (Dingler 1932) taucht die Naturphilosophie selbst nur als Karikatur auf; etwa in völlig aus dem Zusammenhang gerissenen Zitaten Schellings oder in der Behauptung, Hegel habe den Satz vom Widerspruch beiseite gelassen (Dingler 1932: 125ff.) – gerade die letzte schlichtweg absurde Behauptung zeigt, daß Dingler sich nicht der Mühe unterzogen hat, die von ihm kritisierten Texte zu lesen. Ihm geht es auch gar nicht um Naturphilosophie und deren Geschichte, sondern:

»Die hier vorgelegte ›Geschichte der Naturphilosophie‹ bringt eine völlige Ineinanderarbeitung der prinzipiellen Geschichte der Naturwissenschaften (Physik, Chemie, Biologie, Mathematik) mit der Geschichte der theoretischen Philosophie, soweit erstere hier einschlägig erschien, und soweit letztere sich auf die äußere Natur bezieht.« (Dingler 1932: V)

Und weiter heißt es:

»Vom streng systematischen Gesichtspunkt aus gibt es kein besonderes Gebiet, das als Naturphilosophie betrachtet werden müßte. Denn alle strengen philosophischen Aussagen müssen, ebenso wie alle strengen wissenschaftlichen Aussagen überhaupt, dem Gesamtsystem der rationellen Erkenntnisse angehören, insbesondere aber hinsichtlich ihrer Geltung auf demselben Geltungsfundamente beruhen wie das ganze System überhaupt. Auch ist der Begriff ›Natur‹ keineswegs ohne tiefere Überlegungen abgrenzbar. So könnte man vorläufig sagen: Naturphilosophie ist dasjenige Philosophische, das sich auf die Gegenstände der äußeren Erfahrung bezieht.« (Dingler 1932: I)

Die hier von Dingler vorgestellten Formulierung können sogar die Vermutung aufkommen lassen, daß in diesem Sinne betriebene Wissenschaftstheorie und Erkenntnistheorie resp. Wissenschaftstheorie *als* Erkenntnistheorie die Philosophie insgesamt negiert oder doch zumindest Wissenschaftstheorie und Erkenntnistheorie aus dem Korpus der Philosophie ausgliedert und in den Korpus der Wissenschaften einfügt. Die »völlige Ineinanderarbeitung der prinzipiellen Geschichte der Naturwissenschaften mit der Geschichte der theoretischen Philosophie« soll ja im Programm Dinglers die »philosophische Natur des wissenschaftlichen Verfahrens« aufzeigen (Dingler 1932: V). Philosophie ist oder hat zu sein die Reflexion wissenschaftlicher Verfahren. Und insofern die als wissenschaftlich ausgewiesenen Verfahren einerseits zur Wissenschaft hinzugehören und andererseits die Reflexion dieses Verfahren selbst wiederum wissenschaftlich, nämlich im Verständnis von theoretischer Philosophie als strenger Wissenschaft, erfolgt, läßt sich eine differenzierende Abgrenzung zwischen Philosophie

und Wissenschaften nur noch so vornehmen, daß und indem bestimmte Reflexionsverhältnisse *innerhalb* der Wissenschaften unterschieden werden; oder anders: innerhalb der Wissenschaft und *nur* innerhalb der Wissenschaft hat Philosophie als Reflexion der Wissenschaft als Wissenschaft ihren Ort.

Indem von Dingler das Wissenschaft-sein der Wissenschaften begründet wird über die innerhalb der Wissenschaft stattfindende, selbst wiederum wissenschaftliche Methoden- und Verfahrensreflexion, wird auch nachvollziehbar, warum es aus seiner systematischen Perspektive heraus kein besonderes Gebiet der Naturphilosophie geben kann und warum der Begriff »Natur« als »nicht abgrenzbar« erscheint. Denn die Wissenschaftlichkeit der Wissenschaften resp. das Wissenschaft-sein der Wissenschaften wird ausschließlich über die Rationalität der Methoden und Verfahren ausgewiesen, die Gegenstände der Wissenschaften, also etwa »die Natur« als Gegenstand einer Naturphilosophie oder auch als Gegenstand der Wissenschaften, spielen für die Bestimmung des Wissenschaft-seins der Wissenschaften keine Rolle; sie fügen dieser Bestimmung nichts hinzu oder: daß und inwiefern Wissenschaften wissenschaftlich sind, ist *vollständig* bestimmt über die Methoden- und Verfahrensrationalität.

Nun ist es sicherlich richtig und wichtig in der Bestimmung der Wissenschaftlichkeit von Wissenschaften auf die Methoden- und Verfahrensrationalität zu focussieren, kommt doch so erst die Bedeutung des Experimentes und des experimentellen Handelns in den Blick, das doch für das Selbstverständnis der neuzeitlichen Wissenschaften grundlegend war und bis heute ist, aber bisher, bis zu Dinglers Zeiten, nie selbst systematisch reflektiert wurde. Indem Dingler nun aber den Gegenstandsbezug der Wissenschaften zugunsten ausschließlich der Methoden- und Verfahrensreflexion gänzlich ausklammert, muß es in seinen Überlegungen zu Verkürzungen kommen, die sich spiegelbildlich verhalten zu den Verkürzungen, die zustande kommen, wenn das experimentelle Handeln aus der Reflexion ausgeklammert bleibt. Die Verkürzung besteht im wesentlichen darin, daß Dingler eine konsequent nominalistische Position besetzt, die ihn zwar noch nicht vom Empirismus unterscheidet, vielmehr haben beide diese Position gemeinsam; der Unterschied zwischen seinem Nominalismus und dem Nominalismus des Empirismus tritt erst dann hervor, wenn bestimmt wird, welchen begrifflichen Status Meßmittel *als Mittel*, als »vermittelnde Mitte« zwischen Erkenntnissubjekt und Objekt der Erkenntnis haben. Dingler schreibt zunächst:

»Die konsequente Beschränkung der wissenschaftlichen Methodik auf die mechanisierten Verfahren von Experiment und Rechnung hatte sich voll ausgewirkt. Aber damit wurde auch die große Lücke in dieser Auffassung offenbar. Man hatte alles un-

tersucht, nur diese beiden Verfahren selbst hatte man als etwas Natürliches, Selbstverständliches einer näheren Betrachtung gar nicht unterzogen. Und doch muß, sobald sich die Aufmerksamkeit darauf richtet, klar sein, daß alle Formungen, die in diesen Methoden selbst schon enthalten sind, bei ihrer Anwendung von uns an die behandelten Dinge herangebracht werden, also auch implizit in den mit ihnen gewonnenen Resultaten darinstecken und diese insoweit bestimmen. Damit aber sind diese Formen im eigentlichen Sinne a priori. Dies war nun beim Rechnen durchaus bekannt, wenn auch oft nicht beachtet, da im Komputismus die Annahmen, aus denen der Ansatz folgte, als unwesentlich erschienen. Nicht bekannt war es aber beim Experiment. Womit wir hier an die Natur herantreten, das sind die Meßapparate, [...]» (Dingler 1932: 161)

Sehen wir zunächst einmal davon ab, inwiefern es überhaupt terminologisch gerechtfertigt ist oder terminologisch gerechtfertigt werden kann, hier von »Natur« zu sprechen. An anderer Stelle (Dingler 1932: 1) hat Dingler von Naturphilosophie *explizit vorläufig* als demjenigen Philosophischen gesprochen, das sich auf »Gegenstände der äußeren Erfahrung« bezieht; aber um dies auch nur vorläufig sagen zu können, müßte doch zunächst aufgewiesen werden, daß und inwiefern *alle* Gegenstände der äußeren Erfahrung Natur seien oder an Hand welcher Kriterien Gegenstände der äußeren Erfahrung als Natur unterschieden werden können von anderen Gegenständen der äußeren Erfahrung. Sehen wir also davon ab, dann ist deutlich, daß Dingler die Meßmittel gerade *nicht* als »vermittelnde Mitte« von Subjekt und Objekt begreift, sondern diese ausschließlich auf der Seite des Subjekts verortet und genau damit bei einer nur *dualistischen* Entgegensetzung von Subjekt (einschließlich dessen Meßmittel) und Objekt verbleibt.

Würden wir nun bspw. einen systematischen Vergleich mit der 1925 erschienenen Abhandlung »Naturphilosophie« von Moritz Schlick vornehmen, um die Differenz zwischen dem Dinglerschen Konstruktivismus und dem Schlickschen Empirismus bestimmen zu können, dann überraschen zunächst die Gemeinsamkeiten im Ansatz von Schlick und Dingler. So bestreitet auch Schlick, daß es eine Naturphilosophie neben und außerhalb der Naturwissenschaft geben könne und hält weiter fest:

»Es gäbe in der Tat keine Naturphilosophie, wenn man darunter eine Disziplin verstände, die unabhängig von den Naturwissenschaften die Welt mit eigenen Methoden zu ergründen hätte; es gibt aber eine, wenn ihre Aufgabe darin erblickt wird, in Gemeinschaft mit der Naturforschung deren eigene letzte Prinzipien aufzusuchen und zu den höchsten Fragen menschlicher Existenz überhaupt in Beziehung zu setzen. Es *gibt* nicht nur eine, sondern sie ist von vornherein in jeder Naturwissenschaft enthalten, so wahr jede Wissenschaft auf irgendwelchen Voraussetzungen ruhen muß und irgendwelcher Prinzipien zu ihrem Aufbau bedarf. Solche Voraussetzungen und

Prinzipien bilden den innersten Kern jeder Wissenschaft, und so sind denn alle Wissenschaften, wie sie einst dem Schoße der *einen* Universalwissenschaft Philosophie entsprossen, auch heute noch ihrem innersten Wesen nach philosophisch.« (Schlick 1925: 397)

Auch hier also dominiert die Vorstellung, Philosophie als Wissenschaftstheorie und/oder Erkenntnistheorie sei *innerhalb* der Wissenschaft zu verorten, sei damit selbst Wissenschaft in eben dem Sinne, wie sich insbesondere die Naturwissenschaften als Wissenschaften verstehen. Gegeben ist damit ebenfalls eine dualistische Entgegensetzung von Subjekt und Objekt, nur daß bei Schlick und dann im Wiener Empirismus insgesamt – dies eben die Differenz zu Dingler – die Meßmittel auf die Seite des Objekts geschlagen werden. Dort also, wo Dingler sagen könnte, es gelte Meßmittel zu *erfinden*, würden Schlick und die Wiener Empiristen sagen, Meßmittel müßten *entdeckt* werden.

In dieser Hinsicht des »Erfindens« bezeichnet Dingler Naturgesetze als Ideen, »die wir selbst zielstrebig erzeugen und in der Wirklichkeit realisieren durch unseren Apparatebau« (Dingler 1932: 165). Naturgesetze als »Ideen« seien »Grundformen«, »nach denen wir unsere Meßapparate bauen (die überall und immer unabhängig manuell eindeutig herstellbaren Formen)« (Dingler 1932: 165). Diese Grundformen könnten weiter kombiniert werden; aber insgesamt gilt für Grundformen und Kombinationen von Grundformen als Ideen:

»Diese sind nicht schon selbst Aussagen über ›die Natur‹, sondern bilden die Vorbedingungen dafür, um solche überhaupt in exakter Form machen zu können. [...] Diese ›Naturgesetze‹ sind also zielstrebig gebildete Ideen in uns selbst, die wir in der Realität immer besser zu realisieren trachten. Mit den so gewonnenen Apparaten treten wir dann an natürliche Erscheinungen heran, um sie nach Möglichkeit in Netze aus diesen Grundformen manuell einzufangen und zu messen.« (Dingler 1932: 165)

Von diesen Gesetzen als Ideen zu unterscheiden ist die Gruppe empirischer Gesetze; hier gilt ebenfalls:

»Auch diese empirisch gemessenen Gesetze liegen nicht als solche in der Natur, da sie erst durch die von uns geformten Apparate aus dieser ausgesondert und sauber ausgeschnitten werden.« (Dingler 1932: 166)

Allerdings beschreibt Dingler die Beziehung zwischen Naturgesetzten als Ideen und den empirischen Gesetzen in höchst unklarer Weise, wenn er sagt, daß die empirischen Gesetze durch die »Theorie« in möglichst engen Anschluß an die Grundformen *zu bringen versucht werden* sollen. Auch in-

wiefern gesagt werden kann, empirische Gesetze würden über Apparate aus der Natur »ausgesondert« und »ausgeschnitten«, ist systematisch unklar, müßte doch ein Begriff von Natur bekannt sein, relativ zu dem bestimmt werden kann wie sich empirische Gesetze als aus der Natur »ausgeschnitten« zu dem verhalten, aus dem sie ausgeschnitten wurden. Als dritte Gruppe von Gesetzen behauptet Dingler »unmittelbar in der Wirklichkeit *erlebbare* Konstanzen und Gleichförmigkeiten« (Dingler 1932: 166). Zwar seien diese keine Universalien, sondern stets Singularia, von denen aber gelten soll, daß sie *im natürlich Gegebenen selbst* liegen und daher keiner Apparate und anderer Maßnahmen seitens des Subjektes bedürften. Spätestens hier zeigen sich die grundsätzlichen Probleme des Subjekt-Objekt-Dualismus: Denn wenn zunächst von *unmittelbar erlebbaren* Konstanzen und Gleichförmigkeiten gesprochen wird, so könnte ja immer noch damit gemeint sein, daß das Subjekt etwas als gleichförmig und konstant erlebt; insofern lägen die Konstanzen und Gleichförmigkeiten nicht in der Natur selbst, sondern im Subjekt und den Möglichkeiten seines etwas als etwas Erlebens. Die Rede vom Gegebenen und dann erst recht vom »natürlich« Gegebenen ist durch die begrifflichen Mittel, die Dingler selbst zur Verfügung stellt, in keiner Weise abgedeckt, ja scheint sogar eher dem Ansatz Dinglers zuwider zu laufen. Denn wenn es ein unmittelbar Gegebenes geben soll, dann unterläuft diese Aussage die doch Dinglers Überlegungen fundierende These, daß alles wissenschaftliche Wissen bezüglich seiner Rationalität über die Verfahren und Methoden und nur über diese zu beurteilen ist. Dieses Gegebene liegt unabhängig von einem handelnden Zugriff in bestimmter Weise strukturiert vor und ein Wissen um dieses bestimmt Strukturierte ist methoden- und verfahrensunabhängig möglich als unmittelbares Erlebnis. Soll dieses Wissen um das Gegebene selbst wissenschaftlich sein, dann kann es nur auf einen anderen Wissenschaftsbegriff rekurrieren als denjenigen Wissenschaftsbegriff, den Dingler bisher formuliert hatte. Wir hätten es dann mit zwei Typen des Wissens von und über Natur zu tun: Der eine Typ des Wissens rührt aus den Verfahren und Methoden, mit denen wir uns messend der Natur gegenüber verhalten, der Natur unsere Ideen überstülpen. Der andere Typ des Wissens von und über Natur stammt unmittelbar aus der Natur selbst, wird uns von der Natur gegeben – um aber dieses Wissen als Wissen beurteilen, also auf wahr und falsch befragen zu können, bedarf es Kriterien, die Dingler aber nicht zur Verfügung stellt, indem er auf eine hoch problematische Rede von »Unmittelbarkeit« zurückgreift.

Doch wieder Naturphilosophie?

Genau solche Widersprüche, die in der Ausformulierung von Wissenschaftstheorie und Erkenntnistheorie als den Reflexionsformen (natur-)wissenschaftlicher Methoden und Verfahrensweisen zu Tage treten, nutzt bspw. Helmuth Plessner, um die Möglichkeit von durchaus wieder traditioneller Naturphilosophie aufzuzeigen.

»Wie der Philosoph sucht der Physiker bei seiner Darstellung der Naturvorgänge das Subjekt der Darstellung, d.h. das Beobachtungs- und Meßmittel, mit in die Darstellung aufzunehmen. Die Tatsache, daß der Beobachtende und Messende schon in seinen Maßstäben und Uhren mit zu der Situation gehört, in der allein die Erkenntnis möglicherweise richtig ist, verlangt in gleicher Weise einen integrierenden Bestandteil in den zur Erkenntnis kommenden Objekten zu bilden, wie die Tatsache der Gebundenheit des Philosophen an ein bestimmtes geschichtliches, gesellschaftliches und ethnisches Dasein in den Objekten der Philosophie.« (Plessner 1985: 67)

Die »Krise der Anschaulichkeit« von Natur rührt – dies sieht Plessner sehr genau – aus der Orientierung der Naturwissenschaften und der Wissenschafts- und Erkenntnistheorie auf die Meßapparate. Da aber in diesen Disziplinen die Rede von Natur nicht einfach nur weiter beibehalten wird, sondern es in einer solchen Rede zu Widersprüchen kommt wie bspw. bei Dingler, wenn er von einem unmittelbar im Erleben Gegebenen-sein von Natur spricht, kann zumindest gefragt werden, ob nicht die Philosophie ohne Widerspruch genau das thematisieren kann, was den Wissenschaften auf Grund ihres Bezuges auf Methoden- und Verfahrensrationalität als Ausweis ihres Wissenschaftseins nicht möglich ist bzw. nur ihrem eigenen Verständnis widersprechend möglich ist. Voraussetzung für die Möglichkeit eines solchen philosophischen Projektes ist es aber, daß sich die Philosophie nicht mehr als Wissenschaft versteht oder, wenn sie weiterhin den Anspruch erheben sollte eine Wissenschaft zu sein, dieses Wissenschaftsein eine andere Gattung darstellt als das Wissenschaftsein der (Natur-)Wissenschaften, der Wissenschafts- und Erkenntnistheorie.

Unter »Anschauung« darf dann nicht nur die an das Subjekt und dessen Ausstattung gebundene Art des Erfahrens von Natur gemeint sein, sondern in der Anschauung müssen das Subjekt, das anschaut, und der Gegenstand, der angeschaut wird, so zusammen kommen, das gesagt werden kann, in der Anschauung erfährt das Subjekt die Natur selbst oder in der Anschauung zeigt sich die Natur selbst dem Subjekt. Plessners Überlegungen lauten:

»Auch die Wirklichkeit selbst tritt als der Anschauung zugänglich in die Anschauung

ein und kommt in ursprünglicher sinnlicher Wahrnehmung zu derjenigen bildhaften Erscheinung, welche in der Lebhaftigkeit ihrer Farben und Formen, in der Eindringlichkeit ihres Widerstandes, in ihrer zeugenden und vernichtenden Macht dem Menschen unmittelbar als Natur sich aufdrängt. Wenn es 1. weder im Sinne noch in den Möglichkeiten der Naturwissenschaft liegt, die unmittelbare Anschaulichkeit und Bildhaftigkeit, weil sie sich eben einer messenden Bestimmung entzieht, zum Gegenstand der Untersuchung zu machen; wenn es 2. einer an die Naturwissenschaft – einerlei ob an ihre Ergebnisse oder an ihre Methoden – gebundenen Naturphilosophie deshalb unmöglich ist, sich der Probleme der anschaulichen Dimension zu bemächtigen; wenn 3. diese Probleme auch nicht zur Sache der Physiologie oder Psychologie gemacht werden dürfen, weil darin ohne Grund eine einseitige Zurechnung der anschaulichen Dimension zum empirischen Subjekt der Wahrnehmung ausgesprochen wäre, so folgt aus diesen drei Argumenten die Forderung nach Ausbildung einer von der Naturwissenschaft und Psychologie unabhängigen Theorie der die Natur in ihrem Bildgehalt charakterisierenden Elemente. Dieser Theorie wäre es vorbehalten, darüber zu entscheiden, welchen Anteil die Subjektseite und welchen Anteil die Objektseite am Bildgehalt der Natur besitzt. In dieser Zurechnung bestände eine wesentliche Seite ihrer im eigentlichen Sinne philosophischen Leistung, weil Fragen, welche die Reichweite von Subjekt und Objekt und ihre gegenseitige Abgrenzung angehen, nur von der Philosophie behandelt werden können.« (Plessner 1985: 71)

Die vermittelnde Mitte zwischen Subjekt und Objekt bildet die Anschaulichkeit der Natur als Bild. Formal haben wir es mit dem selben Verhältnis zu tun wie im Falle der Wissenschaften und den auf sie bezogenen Reflektionsdisziplinen Wissenschaftstheorie und Erkenntnistheorie – nur daß anstelle der Meßapparate die Rede von »Bild« die vermittelnde Mitte anzeigt. Und genau wie im Falle der Wissenschaften die vermittelnde Mitte sowohl subjektivistisch mißverstanden werden kann, wenn die Meßapparate dem Subjekt zugerechnet werden, als auch empiristisch mißverstanden werden kann, wenn die Meßapparate dem Objekt zugerechnet werden, sind diese Mißverständnisse ebenfalls möglich in der Rede vom Bild der Natur: das subjektivistische Mißverständnis bestünde darin, das mit dem Bild Gemeinte zu verstehen so wie man von einem Bild des Malers spricht; das empiristische oder objektivistische Mißverständnis bestünde darin zu sagen, daß in dem Bild die Natur selbst sich zeigt oder ausdrückt.

Plessner selbst hat die Analyse der beiden vermittelnden Mitten, den Meßapparaten und dem Bild, nur rudimentär geleistet. Hier wäre anzusetzen, indem für den Fall der Meßapparate als vermittelnder Mitte Hegels Überlegungen zur Bestimmung des Verhältnisses von Philosophie, Naturphilosophie und empirischen Wissenschaften weitergeführt werden; weitergeführt zumindest in zweierlei Hinsicht: Zum einen, daß die Verschiedenheit des Denkens von empirischen Naturwissenschaften und Naturphi-

losophie als Unterschied im Denken begriffen wird; zum zweiten, daß der Unterschied des Verschiedenen in Zusammenhang gebracht wird mit einem praktischen und theoretischen Verhalten zur Natur sowie der Bestimmung des Verhältnisses von praktischem und theoretischem Verhalten. Entsprechend ist eine begriffliche Analyse zu leisten bezüglich der Rede von »Bild« als vermittelnder Mitte (vgl. hierzu neben den einschlägigen Arbeiten Josef Königs die Beiträge in Blasche, Gutmann & Weingarten 2004). Solche begrifflichen Bemühungen gingen aber nicht einfach nur über Hugo Dingler hinaus, sondern in gewisser Weise an ihm vorbei.

Literatur

- Blasche, S./Gutmann, M./Weingarten, M. (Hrsg.) (2004): *Repräsentatio Mundi*, Bielefeld.
- Dingler, H. (1913): *Die Grundlagen der Naturphilosophie*, München.
- Dingler, H. (1932): *Geschichte der Naturphilosophie*, München.
- Hegel, G. W. F. (1970): *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften*, Bd. II, Theorie Werkausgabe, Bd. 9, Frankfurt am Main.
- König, J. (1969): *Sein und Denken*, Tübingen.
- König, J. (2004): *Probleme der Erkenntnistheorie*, Norderstedt.
- Plessner, H. (1985): *Das Problem der Natur in der gegenwärtigen Philosophie. Gesammelte Schriften*, Bd. IX., Frankfurt am Main, S. 56-72.
- Riedel, M. (1990): *Hören auf Sprache*, Frankfurt am Main.
- Riedel, M. (2001): *Kunst als Auslegerin der Natur*, Köln.
- Schlick, M. (1925): »Naturphilosophie«, in: Dessoir, M. (Hrsg.), *Lehrbuch der Philosophie*, Berlin, S. 397-492.
- Weingarten, M. (1996): »Anfänge und Ursprünge – Programmatische Überlegungen zum Verhältnis von logischer Hermeneutik und hermeneutischer Logik«, in: Hartmann, D./Janich, P. (Hrsg.), *Methodischer Kulturalismus*, Frankfurt am Main, S. 285-314.
- Weingarten, M. (1998): *Wissenschaftstheorie als Wissenschaftskritik*, Bonn.
- Weingarten, M. (2004): »Die ausnehmende Besonderheit des Spiegelbildes. Bemerkungen zu einer Metapher im Anschluß an König und Leibniz«, in: Blasche, S./Gutmann, M./Weingarten, M. (Hrsg.), *Repräsentatio Mundi*. Bielefeld, S. 97-108.